Der
Breslauische Erzähler.
Eine Wochenschrift.
Fünfter Jahrgang. No. 33.
Sonnabend, den 11ten August 1804.

Erklärung des Kupfers.

Die Heuscheuer.
(Gezeichnet vom Vogelberge.)

Jedem Reisenden, der das Schlesische Gebirge besuchte, ist der, unter dem Namen der Heuscheuer bekannte, in der Grafschaft Glatz belegene hohe Sandsteinfels gewiß erinnerlich, von dem er in die weite Gegend umher eine der vortreflichsten Aussichten genoß! Die senkrechte Höhe desselben ist 2900 Pariser Fuß über die Meeresfläche, und er gehört mithin schon — nach dem Verhältniß der Höhen des Riesengebirgs, dessen äußerster Gipfel in der Schneekoppe sich nur 5000 Fuß erhebt — zu den bedeutendern Bergen.

Schöne Gegenden und Aussichten wollen gesehen — nicht beschrieben seyn, und der Reiz, der durch das Auge entzückt, läßt in Worte gekleidet die Phantasie

kalt. Also — kein Wort über den erfreuenden Anblick jenes bevölkerten und bebauten Landstrichs, den gewiß niemand vergißt, der das Glück einmal genoß, von jener Höhe umher zu sehen!

Etwas über Kutschen und Staatswagen.

Die Erfindung der Wagen, so wohl um Lasten fort zu schaffen, als zur persönlichen Bequemlichkeit der Menschen, ist so alt, daß ihr Ursprung sich in dem fabelhaften Zeitalter der Geschichte verliert. Die erste Veranlaßung die Wagen künstlich zu schmücken, sie aus kostbaren Materialien zu bereiten, und durch ihre Pracht den Reichthum und die Macht ihrer Besitzer anzudeuten; war unstreitig der Krieg. Der gemeine Soldat ging ins Feld; der Anführer, der Fürst fuhr auf einem prächtigen Wagen, tummelte die muthigen Rosse mit eigner Hand, und stürzte im Galopp auf seinen Feind. Weit später scheint die Idee entstanden zu seyn, sich der Wagen zur Bequemlichkeit zu bedienen, und sie zu einem Artikel des Luxus zu machen. Doch schon die Römer waren hierin weit gegangen — sie hatten eigne, bloß zur Bequemlichkeit bestimmte Wagen, die eine Bedeckung hatten, wie unsere Kutschen, aber von Gold, Silber, Elfenbein und andern kostbaren Materialien gebaut waren. Die Kaiser, Senatoren, und die reichen Damen bedienten sich derselben. Unsere prächtigsten Wagen, stehen in Hinsicht der Kostbarkeit noch weit hinter jenen der Römer zurück!

Was indeß unsere Wagen von den Wagen der Alten gänzlich unterscheidet, und das Wesentliche der

Kutschen ausmacht, ist das Hangen in Riemen und Federn, wodurch sie an Bequemlichkeit unstreitig den Vorzug verdienen.

Um die Ehre dieser Erfindung streiten sich drei Nationen; die Ungarn, die Deutschen und die Franzosen. Sollten die letztern die Erfindung auch nicht wirklich gemacht haben, so gehört ihnen doch die erste Vervollkommnung derselben. Diejenigen, welche die Erfindung den Ungarn zuschreiben, leiten den Namen Kutsche, von dem ungarischen Dorfe Kots, oder Kotsch (jetzt Kitser) her, wo die ersten gemacht seyn sollen. Diejenigen, welche die Erfindung den Deutschen zuschreiben, leiten die Benennung mit viel mehr Wahrscheinlichkeit von dem alten deutschen Wort: Gutsche d. i. Ruhebett, her. Wenn diese Ableitung des Namens auch ganz richtig seyn sollte, so ist damit noch nicht erwiesen, daß die Erfindung selbst deutschen Ursprungs sey; denn was hinderte die Deutschen, eine in Ungarn oder Frankreich gemachte Erfindung, mit einem deutschen Worte zu benenen, wenn es passend war?

Die ältesten Erwähnungen, von Kutschen, oder Kutschen ähnlichen Wagen, finden wir ohne Widerspruch in der französischen Geschichte. Carl von Anjou hielt schon im Jahr 1266 in Neapel einen Einzug, bei welchem er in einem prächtigen, unsern Kutschen ähnlichem Wagen fuhr, obgleich nicht zu bestimmen ist, ob er wirklich schon in Riemen hing; es scheint indeß nicht, da Isabella, die Gemahlin Karls VI im Jahr 1405 noch einen Staatswagen hatte, in welchem bloß die Sitze in Riemen hingen. Die Bequemlichkeit, welche dadurch hervorgebracht wurde,

scheint die Idee der Kutsche selbst, wo man den ganzen Wagen in Riemen hing, bewirkt zu haben. Diese Form erhielten sie unter der Regierung Franz I, zwischen den Jahren 1515 bis 1547, wo man diese ganz hängenden Wagen Karossen nannte.

Bis dahin hatten sich in Paris bloß die Damen dieser bequemen Wagen bedient, weswegen man sie auch gewöhnlich nur chariots Damerets (Frauenzimmer-Wagen) nannte. Am Hofe Franz I lebte indeß ein Cavalier, Raymund von Laval mit Namen, der so dick und corpulent wurde, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Das Gehen wurde ihm eben so beschwerlich, und so gerieth er auf den Einfall, in einer Karosse zu fahren. Ausser ihm hatte in Paris nur noch eine Dame eine Karosse, nehmlich die berühmte Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois.

Da diesem Beispiel bald mehrere Pariserinnen folgten, sah' das Parlement diese Sitte so schädlich, und den daraus entstehenden Luxus so verderblich an, daß es bei dem König Karl IX förmlich anhielt: die Kutschen ganz zu verbiethen, oder sie höchstens auf Reisen zu erlauben. Da der König nicht in dies Gesuch willigte, wollten die Räthe wenigstens durch ihr Beispiel auf das Volk wirken, und der Präsident des Parlements, Gilles de Maitre, ließ seine Gemahlin und Tochter nicht anders in Paris fahren, als auf einem gewöhnlichen, mit Stroh angefüllten Wagen. Doch — wie schnell wandeln sich die Sitten! — sein Nachfolger kaufte seiner Gemahlin schon selbst eine Kutsche!

Doch nur langsam stieg selbst in Paris der Luxus in Wagen. Heinrich IV hatte nur einen Wagen, den er mit seiner Gemahlin gemeinschaftlich gebrauchte.

Wollten die Damen in dieser eleganten Stadt eine Staatsvisite machen, so ritten sie auf einem Maulesel, und zwar saßen sie gewöhnlich hinter den Secretairen ihrer Männer. — Auch hatten alle Kutschen in Paris noch keine Glasfenster, sondern lederne Gardinen; die Glasfenster sind eine Erfindung der Italiener, und im Jahr 1599 brachte der Marschall von Baßompiere die erste Kutsche mit Glasfenstern aus Italien nach Paris. Nun nahm der Geschmack an Kutschen aber so überhand, daß man schon im Jahr 1658 in Paris allein deren 320 zählte.

Eins der ältesten Beispiele vom Gebrauch der Kutschen in Deutschland, finden wir im Jahr 1509, wo die Gemahlin des Kurfürsten Joachim I von Brandenburg, in einem ganz vergoldeten Wagen, und ihr Gefolge in 12 andern, karmoisin beschlagenen Wagen zu einem Tournier nach der Stadt Neu-Ruppin fuhren.

In Spanien und Schweden wurden die Kutschen um die Mitte des 16ten Jahrhunderts bekannt. Nach England kamen sie erst 1580, unter der Regierung der Königin Elisabeth, durch den Grafen Fitz-Allen aus Deutschland; und erst mit Anfange des 17ten Jahrhunderts wurden sie allgemein gebraucht. In der Schweitz waren 1650 die Kutschen noch eine große Seltenheit, und als 1676 ein französischer Gesandter in einer Kutsche nach Basel kam, staunten die Einwohner noch über das außerordentliche Fuhrwerk.

Der Graf von Buckingham fuhr zu London im Jahr 1619 zuerst mit 6 Pferden; dieß fand man sehr lächerlich, und der Graf von Northumberland, spannte, um ihn zu persifliren, 8 Pferde vor seinen Wagen. Am Ende fand man Geschmack an dem überflüßigen

Ge-

Gespann, und führte nach und nach eine Rangordnung dabei ein.

Anfangs fuhr man auf Reisen gewöhnlich, wenn man auch Pferde miethete, doch mit seinem eigenen Kutscher. Kaiser Leopold hatte indeß einmal einen Verdruß, indem sein Kutscher gehört hatte, was er im Wagen sprach, und es andern erzählte. Von dem Augenblick an, fuhr der Kaiser mit Postillions, und ließ die Pferde so lang anspannen, daß der Postillion nichts von dem hören konnte, was im Wagen gesprochen wurde — auch dieses ahmte die Mode überall nach!

Im Jahr 1760, oder etwas später, ward in Berlin die Erfindung der eisernen Achsen mit metallenen Büchsen gemacht, doch — von dieser Zeit an künstelt in Paris und London alles an und mit den Wagen; die immer wechselnde Mode jagt eine Erfindung durch die andre, und nicht selten muß die bessere und bequemere der minder guten weichen! Der Luxus treibt nirgends sein Spiel mehr, als in glänzenden Equipagen, in welcher mancher Reiche seine Thorheit zur Schau führt, und seine Geschmacklosigkeit manifestirt!

Die Insel St. Domingo.

Die Insel St. Domingo in Westindien, ist seit der französischen Revolution, und dem Kriege der Negern gegen die weißen und farbigen Einwohner der Insel, ein so allgemeiner Gegenstand der Unterhaltung, daß ich bei meinen Lesern die Kenntniß ihrer Lage, Größe und Wichtigkeit füglich voraussetzen kann.

Ich

Ich entlehne hier indeß aus einem ältern Reisenden eine kurze Beschreibung dieser berühmten Insel, die man mit Vergnügen lesen wird:

„Der angenehmste Anblick überrascht den Reisenden, der zum ersten Male die Insel St. Domingo betritt. Weite Ebenen, grüne Wiesen, Gärten von Indigo und Zuckerrohr, mit Kunst und Symmetrie geordnet, Wege nach der Schnur gezogen, und auf beiden Seiten mit lebendigen Hecken von Citronen- und Pommeranzen-Bäumen eingefaßt, tausend unbekannte Blumen, welche die Luft mit den lieblichsten Gerüchen erfüllen, ein Horizont, den hier das Meer, dort ein Amphitheater von Bergen und Wäldern schließt, alles überredet den Fremdling, daß er in einem von den glücklichen Eilanden sey, die nur in der Einbildungskraft der Dichter existiren. Aber bald erliegt er den Unbequemlichkeiten des Klimas, und der reizende Anblick dünkt ihn minder schön. Die Lage der Insel selbst scheint zu der außerordentlichen Hitze beizutragen. Ihre Küsten sind sehr niedrig, und da sie ihrer ganzen Länge nach von einer Kette sehr hoher Gebirge durchschnitten wird, so prallen die Sonnenstrahlen zurück, und erhitzen sie noch mehr. Daher kommt es, daß man die Wärme weniger empfindet, je mehr sich die Ebne ausdehnt, im Gegentheil in den Buchten, und in andern eingeschloßenen Gegenden, als am Cap, le petit Goare u. s. w. wird sie unerträglich. Täglich wehen zwei Winde, welche die Hitze etwas mäßigen; der erste heißt Briese, und entsteht gegen 10 Uhr des Morgens; er weht von Osten nach Westen, bis 4 oder 5 Uhr des Abends. Der andre heißt der Landwind, und entsteht in Westen, Abends gegen

6 bis 7 Uhr, er dauert bis gegen 8 Uhr des Morgens Aber da mancherlei Hindernisse die Wirkung dieser Winde unterbrechen können, so bleibt die Hitze immer so viel stärker, daß die, welche ihre Geschäfte, sonderlich die neun Sommermonate hindurch, von 9 Uhr des Morgens bis 4 Uhr des Nachmittags, nöthigen auszugehen, sehr darunter leiden. Um diese Zeit ist man sonderlich den Sonnenschüssen sehr ausgesetzt, welche von heftigen Fiebern, und dem entsetzlichsten Kopfweh begleitet werden. Das Blut ist alsdann so in Wallung und so entzündet, daß ein Mißionar Zeuge war, daß zinnerne, mit Wasser angefüllte Flaschen, die man den Kranken auf den Kopf setzte, zu rauchen anfingen, als ob sie auf Kohlen ständen. — Die Einwohner pflegen in diesen kritischen Stunden selten auszugehn, oder sich wenigstens der Sonnenschirme zu bedienen. Vom April bis zum November ist man, des Nachmittags fast beständig, heftigen Ungewittern ausgesetzt, die des Abends mit Blitz, Donner und Sturm losbrechen. Der Regen fällt alsdann so häufig, daß man in einem Augenblick durch und durch geweicht wird. In andern Ländern würde dieses eine Erquikkung seyn, aber hier trägt man gemeiniglich ein Fieber, oder andre unangenehme Zufälle davon.

In den Häusern ist die Hitze zwar nicht so auffallend, unterdessen leidet man doch nicht weniger; sie raubt alle Lust zum Essen, und verursacht eine gänzliche Entkräftung. Dazu kommt noch die Fliegenplage. Den ganzen Tag bringt man das Schnupftuch nicht vom Gesicht, um die Moskiten (Mücken) abzuwehren und den Schweiß zu trocknen. Mit Untergang der Sonne endet auch des Tages Last und Hitze nicht.

Denn

Denn dann legt sich die Brise, und man athmet eine erstickende Luft, die von den Dünsten der heißen Erde geschwängert ist. Will man die Abendkühle genießen, so findet man ein Heer von Moskiten, das einen gleich wieder herein jagt. Aller Vorsorge ohngeachtet, kann man zu gewissen Zeiten vor ihnen die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ihr Gesumse und ihr scharfer Stachel, verursachen eben so gefährliche als anhaltende Schlaflosigkeiten. Gegen Mitternacht ändert sich das Wetter, und der Landwind, der sich nun stärker erhebt, kühlt die Luft. Aber wehe dem, der diese Kühle sucht, und sich nicht sorgfältig davor bewahrt! Gefährliche Krankheiten warten seiner! Vom November bis März wehen die Nordwinde und bringen Regen. Diese Regengüsse sind wahre Fluthen, welche Ueberschwemmungen anrichten, und die Wege ganz untauglich machen. Die Luft ist dick und feucht und diese Zeit, die Zeit der Krankheiten und Seuchen."

Dies ist ein Bild eines der schönsten Länder der heißen Zone — kann es aber unsern Neid rege machen?

Die Tscherkoßen.

Die Tscherkoßen, oder Circaßier, ein am nördlichen Vorgebirge des Kaukasus wohnendes Volk, ist wegen seiner schönen Weiber weit bekannt; verdient es aber auch wegen mancher seiner Sitten und Gebräuche zu seyn. Ich nenne hier nur zwei, durch die es sich vorzüglich auszeichnet, sein Gastrecht und seine Blutrache.

Das Gastrecht ist unter diesem Volke auf ordentliche bestimmte Grundsätze gebracht, welche niemand

zu beleidigen wagt. Wer als Gast unter dem Schutze irgend eines Tscherkoßen steht, ist für jede Beleidigung sicher. Sein Gastfreund vertheidigt ihn überall, in jeder Gefahr, und selbst mit Gefahr seines Lebens. Will der Gast weiter ziehn, so giebt der Wirth ihm ein ritterliches Geleit, und verläßt ihn nicht eher bis er in Sicherheit ist.

Es scheint, daß die Menschheit dies Recht der Gastfreundschaft unter diesem rohen Volke als einen Damm gegen das blutige Recht der Rache gesetzt habe, um den Verheerungen desselben Einhalt zu thun. Denn unerbittlich rächt der Tscherkoße, wenn irgend Blut seiner Familie, Freunde, oder Gastfreunde vergossen ist. Aber nicht allein gegen den Mörder, sondern gegen alles ist diese Rache gerichtet, was ihm angehört — selbst das Kind am Busen der Mutter nicht ausgenommen: Da tritt nun das heilige Gastrecht ein, und bietet den unschuldigen Verfolgten Schutz dar! und — wie sonderbar die Natur ihre festesten Bande knüpft! dies Recht, was den erbitterten Rächer entwafnet, und fähig ist den Todfeind in einen Beschützer zu verwandeln, wird größtentheils von dem zarten Weibe verliehen! Zu der Frau des Hauses, oder ihrer Tochter, oder ihrer Freundin flüchtet der Fremde, der Verfolgte, und ein Wort aus ihrem Munde gewährt ihm den stärksten Schutz! Ja, gelingt es einem Mörder, selbst zu diesen Frauen zu dringen, und mit seinen Lippen ihre schöne Brust zu berühren, so entsinken die Waffen den Händen des Mannes — er betrachtet den in Schutz genommenen als heilig, und seine Rache ist versöhnt!

Tritt dies Gastrecht nicht ins Mittel gegen die Blutrache, so ist sie unauslöschlich, und erbt von Geschlecht auf Geschlecht fort. Jedes Mittel sie zu befriedigen ist erlaubt, wenn der Feind nur blutet, gleichviel wie, ob heimlich, oder öffentlich, ob durch Gewalt oder List, ob an einem Schuldigen, oder Unschuldigen geübt! Und so tief sind diese Ideen in ihre Sitten verwebt, daß der, der die Gelegenheit sich zu rächen, ungenutzt sich entgehen läßt, als ehrlos betrachtet, und aus der Gesellschaft gestoßen wird!

Welche Widersprüche hat die Natur in das Gemüth des Menschen gelegt — oder vielmehr: zu welchen Widersprüchen zwingt der Mensch die Natur!

Die Wittwen.

Unter allen Völkern geben junge Weiber, die das Unglück haben, ihre Ehemänner durch den Tod zu verliehren, ihre Traurigkeit durch äußere Zeichen zu erkennen. Unter uns macht — auch wenn das rothgeweinte Auge schon freundlich wieder lächelt — ein schwarzer Flohr, ungepudertes Haar u. s. w. die Traurigkeit ihres Herzens kund. Ja dies schwarze Kleid, als Symbol des Kummers, wird oft so lange getragen, bis es dem zweiten Hochzeitskleide Platz macht.

In Indien nehmen bekanntlich die Frauen die Sache ein wenig ernsthafter. Die junge Wittwe verbrennt sich lebendig mit dem todten Gemahl auf einem Holzstoß, und diese Sitte ist jetzt so wenig aus der Mode gekommen, daß nach einem Bericht des jetzigen Generalgouverneurs der Engländer in Ostindien, sich die Zahl, der sich selbst aus Liebe zu ihren Männern

verbrennenden Wittwen, jährlich über dreißig tausend belaufen soll. Ich will mich hier nicht bei den Gründen aufhalten, wodurch die indischen Schönen zu diesem heroischen Entschlusse bewogen werden — genug es ist ein Beweis von Wittwentrauer, wie ihn schwerlich eine Europäerin geben kann. —

Unter den Ostiaken, einer asiatischen Nation, die unter rußischer Herrschaft in dem nordwestlichen Sibirien, an den Ufern des Obi lebt, zeigen die Wittwen ihre Trauer auf eine freundlichere Art. Nachdem sie bei dem Tode des Gatten sich einem wilden Schmerz überlassen, sich die Locken zerrauft und die Brust zerschlagen haben, feiern sie das Andenken der Männer auf folgende Art: Sie nehmen ein Stück Holz, größer oder kleiner, wie sie es bekommen, und schnitzen mit einem Messer die Figur eines Menschenkopfs darauf, die das Bild des Verstorbenen vorstellen soll; sie bilden sich zuweilen gar ein, es ähnlich gemacht zu haben, ja ihre Einbildung geht so weit, daß sie thun, als ob dieser Klotz den verschwundenen Gegenstand ihrer Liebe mit Bewußtseyn repräsentire. Daher wird er mit Kleidern und Pelzwerk umwickelt, nimmt Theil an allem was die Wittwe unternimmt, welche sich oft so freundlich und zärtlich mit ihm unterredet, als ob es der Gemahl selbst wäre. Wenn sie speißt, steht er auf einem Schemmel neben ihr, sie bestreicht ihm unaufhörlich den Mund mit Butter, Oehl und Milch, und stopft ihm in die tief eingebohrten Naselöcher alle Augenblick eine Pfeife Taback aus ihrem Tabackshorn, das sie immer bei sich führt, und das den Lieblingsgenuß aller Ostiaken enthält. Am Abend wird der hölzerne Ehemann ausgekleidet, und die zärt-

liche Gattin legt ihn — neben sich in ihr Bette. — Zuweilen wird wohl dieser todte Gatte durch einen zweiten lebendigen verdrängt, oft aber dauert dies Spiel einer verliebten Phantasie bis der Tod ihm ein Ende macht.

Bei verschiedenen Völkern — in Africa und America — sind die Wittwen durch Sitte und tief eingewurzelte Gebräuche verhindert, die Trauer um ihre Ehemänner zu zeigen, oder irgend Handlungen vorzunehmen, die darauf Bezug haben. Sie werden gänzlich zu dem Eigenthum des Mannes gerechnet, und fallen, wie alles was er hinterläßt, dem nächsten Erben anheim. Dies geht so weit, daß der Sohn beim Tode seines Vaters, alle Weiber desselben erbt, und — seine eigne Mutter ausgenommen — sie als die seinigen betrachtet.

Unter Völkern, bei denen das Weib nichts ist als die Sklavin des Mannes, wo nie die Frage davon ist, ob die armen Wesen Herz und Willen haben, hat diese Einrichtung ihre Bequemlichkeit. Da die Weiber dort überall nur erhandelt und verhandelt werden, ist die Sitte löblich, welche der nicht mehr schönen, betagten Wittwe einen Mann d. i. einen Herrn und Ernährer sichert.

Unter andern — gebildeten — Völkern, will es die Sitte, daß sich die Wittwe durch eigene auszeichnende Kleider unterscheiden. Der Gebrauch ist — zweideutig! Er kann bestimmt sein, die Trauer der gewesenen Gattin um den verlohrnen Gatten auszudrücken, oder — die Vacanz anzuzeigen.

Auffallend ist es, daß nnter allen Völkern, rohen und gebildeten, die Männer sich — wenn sie Wittwer werden

werden — nur durch ihre Neigung bestimmen lassen. Da nun Sitten und Gebräuche der Art nie durch willkührliche Verabredung entstehen, sondern aus den eigenthümlichen Empfindungen und Bedürfnissen der Geschlechter und Völker sich von selbst entwickeln, giebt dieser Gegenstand Stoff zu manchen, dem Psichologen nicht unwichtigen Untersuchungen.

Lied eines Landmanns.

Sorg und Reichthum fliehen mich —
Meine Hand entweihen
Schätze nicht, worüber sich
Karge Wuchrer freuen!

Müh' und Arbeit gab mir Gott,
Aber frei vom Leide
Giebt er mir mein täglich Brodt
Unter Ruh und Freude —

Ueberfluß bringt Ueberdruß,
Und ist voll vom Leide —
Doch ein mäßiger Genuß,
Der gewährt uns Freude!

An Lyda.

Lies in meinen trunknen Blicken
Süßes Mädchen, lies mein Herz —
Sieh' dies Auge voller Sehnsucht
Weint dir Liebe — weint dir Schmerz!

Einsam irr' ich durch die Fluren,
Mitleid rauscht mir jeder Bach;
Und der Bäume Wipfel beben
Säuselnd meinen Klagen nach!

Mit-

Mitleidsvoll zirpt oft die Grille
In mein schwermuthsvolles Lied —
Aber Lyda hörts — und Lyda
Kehrt sich grausam weg und flieht!

Hofnung.

Wann auch mich die kühle Gruft einst decket,
Keiner mehr des guten Jünglings denkt,
Noch von warmer Sympathie gewecket
Meiner Asche eine Thräne schenkt. —

Und auf ihr, ein Mädchen, froh zum Kranze —
Unbewußt auf wessen Staub sie tritt!
Veilchen pflückt, und jugendlich im Tanze
Dann damit zu ihrem Jüngling flieht —

Dem die unentweihte Wange röther
Noch der Unschuld frische Blüthe mahlt,
Bis er endlich — früher oder später
Auch dem Grabe seine Schuld bezahlt —

O dann schlumm'r ich in der dunkeln Stätte
Hofnungsvoll — von keinem Gram umirrt,
Weil des Himmels erste Morgenröthe
Mich in Lydas Arme wieder führt!

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Regenschirm.

Silbenräthsel.

(Dreisilbig.)

Die beiden ersten.

Ob schön und gut, bin ich nie allen recht,
der nennt mich göttlich — jener schlecht —
Bin ich auch schlecht, sind fern und nah'
doch immer die mich loben, da.
Wie mancher Weise sucht mich zu ergründen,
und das Warum? und das Woher zu finden,
und zieht mein Thun vor sein Gericht —
Doch eitel ist nur sein Bemühn!
Er wird den Schleier nie von meinem Pfade ziehn —
drum acht ich seinen Spruch auch nicht! —

Die dritte.

Zur Buße rief ich einst den Sünder,
und sorge väterlich, für Gattinnen und Kinder,
und wache treu — wie männiglich bekannt,
und wecke die Trägen zur Arbeit im Land',
und doch — wer kann dem Witze verwehren?
muß ich meinen Namen mit Spott oft hören!

Das Ganze.

Unstät und wandelbar
ist mein Stand immerdar —
und ist das Geschäft mir eigen
das Wandelbare zu zeigen —
und finde meine Bestimmung
in ewiger Veränderung!

Dieser Erzähler nebst dazu gehörigem Kupfer wird alle Wochen in Breslau in der Buchhandlung bei C. Friedrich Barth jun. auf dem Naschmarkte an der Stockgassen-Ecke in No. 2020 ausgegeben, und ist auf allen Königl. Postämtern zu haben.

5. 33.

